

Erfolg fällt nicht vom Himmel

Seine Olympiagoldmedaillen feierte der Abfahrer Matthias Mayer mit einer Heiligen Messe – doch für Siege würde er niemals beten



Matthias Mayer auf dem Weg zum zweiten Olympiagold – er ist auch neben der Piste ein Ausnahmesportler. KAI PFAFFENBACH / REUTERS

REMO GEISSER, LAKE LOUISE

Es ist ein Bild, das aus einem alten Heimatfilm von Luis Trenker stammen könnte. Am Berg kämpft der Sohn gegen Schnee und Eis, und im Zielraum steht Margret, die Mutter, den Rosenkranz in der Hand. So war das 2014, als Matthias Mayer zu Olympiagold in der Abfahrt raste, und so war es erneut 2018. Diesmal errang er Gold im Super-G. Beide Male läuteten zu Hause in Afritz am See die Kirchenglocken, und es gab nicht bloss ein grosses Fest, sondern auch eine Heilige Messe für den Champion.

Matthias Mayer ist ein Olympiasieger der besonderen Art. Zum einen trägt er das Skifahren in der Seele, vererbt von seinem Vater Helmut, der einst selber eine Olympiamedaille gewann und den Sohn bis ins Juniorenalter trainierte.

Zum andern ist er aber auch vom Glauben geprägt, den ihm die Mutter vorgelebt hat. Die Verbindung von beidem habe sich einfach ergeben, sagt er.

Eine Herberge für Flüchtlinge

Das Ergebnis ist ein Sportler, der so gar nicht den gängigen Klischees entspricht. Entscheidungen fällt er in der Regel nicht selber, sondern er unterbreitet sie dem Familienrat. Dieser entschied zum Beispiel im Jahr 2015, dass man dem Flüchtlingseind nicht bloss zuschauen dürfe, sondern etwas unternehmen müsse. Also nahmen die Mayers zwei irakische Familien auf: Insgesamt zehn Personen, mit denen sie ein Jahr lang zusammenlebten. Die Flüchtlinge erzählten ihm ihre Geschichten, wie sie mit ihren Kindern auf Schiffen bangten, sich zu

Fuss durchschlugen von der Türkei bis nach Österreich. Dort forderten damals viele, die Grenzen seien dichtzumachen; die Mayers erlebten auch Anfeindungen. Aber der Skirennfahrer sagt, es sei ihm nicht um ein politisches Statement gegangen, sondern um das Soziale: helfen, wo Hilfe notwendig ist.

Das scheint typisch für Matthias Mayer. Auch sein Fanklub ist nicht einfach ein grölender Haufen, der an die Rennen reist, um Bier zu saufen und zu feiern. Er unterstützt mehrere soziale Projekte, besucht Wettkämpfe im Behindertensport und kümmert sich um einen geistig Behinderten im Dorf. Der Mann wird einmal in der Woche aus seiner Institution geholt und zum Schlittschuhlaufen oder zum Schwimmen begleitet. Und wenn Mayer nicht im Weltcup unterwegs ist, übernimmt er diese Aufgabe selber.

Die fromme Mutter mag da eine Rolle spielen, genauso wichtig dürften aber persönliche Erfahrungen sein. Kaum hatte Mayer den Sprung ins Nationalteam geschafft, schien seine Karriere mit 21 Jahren schon wieder zu Ende. Der Sportler zog sich eine schwere Lebensmittelvergiftung zu, die zu einer Arthritis führte. Er verlor 15 Kilogramm Körpergewicht, sass im Rollstuhl, und die Ärzte sagten: «Spitzensport wird nicht mehr möglich sein.» Mayer setzte die Medikamente ab und fastete sich quasi gesund; im Herbst stand er wieder auf den Ski. Und zwei Jahre später war er Olympiasieger in der Abfahrt.

Er habe damals das Gefühl gehabt, als surfe er auf einer grossen Welle, sagt er. Wenig später warf sie ihn ab. 2015 stürzte er in Gröden schwer. Im ersten Moment habe er sich nur gefragt: «Wie schnell war ich? Wie gut war ich unterwegs?» Später stellte sich heraus: Mehrere Wirbel waren gebrochen. Die Tatsache, dass er als einer der ersten Athleten den damals noch umstrittenen Airbag trug, rettete ihn womöglich vor einer schweren Behinderung. All das habe ihn demütig werden lassen, sagt Mayer.

Die Familien-AG

Aus dem Familienrat hat sich inzwischen eine veritable Familien-AG gebildet. Mutter, Bruder und Freundin sind Angestellte des Rennfahrers und kümmern sich um diverse Aufgaben. Die Mutter ist für das Management zuständig und verhandelt mit Sponsoren. Der Bruder ist im Winter oft an Rennen dabei und kümmert sich um die Beiträge in den sozialen Netzwerken. «Es hat sich so ergeben», sagt Mayer, «wir haben uns auf unsere Weise zusammengeliebt.» Nur in einer Hinsicht lässt er sich nicht dreinreden: Entscheidungen, die den Sport betreffen, fällt er allein. Auch der Vater, der als Aktiver und Trainer viel Erfahrung hat, wird nicht um Rat gefragt. «Ich habe entschieden, dass ich als Sportler meinen eigenen Weg gehe.»

Interessanterweise ist es die Mutter, die den Sohn an Grossanlässe begleitet, nicht der Vater. In Pyeongchang musste sie einiges durchstehen, ehe sie ihren Sohn auf dem Siegerpodest sehen konnte. Das Taxi zur Siegerehrung war

in eine Massenkarambolage verwickelt. Mutter und Freundin erlitten ein Schleudertrauma. Doch als der Krankenwagen heranbrauste, riefen beide: «Nicht ins Spital! Wir wollen zum Olympiastadion!» Die Sanitäter liessen sich erweichen, die beiden Frauen erschienen gerade rechtzeitig zur österreichischen Nationalhymne. Und mussten am nächsten Tag doch noch zu Untersuchungen ins Spital.

Ehrgeiz und Nächstenliebe

Matthias Mayer sagt, er habe noch keine Antwort auf die Frage gefunden, wie sich der unbedingte Ehrgeiz des Spitzensportlers mit der Nächstenliebe des Christen vereinbaren lasse. Klar ist für ihn aber, dass er nie für einen Erfolg beten würde. «Das wäre vollkommen falsch», sagt er.



«Ich war mir nicht sicher, ob ich das noch wollte.»

Matthias Mayer
Österreichischer
Skirennfahrer

Seine Gebete gelten seinen Nächsten. Dass es ihnen gut gehe, das sei wichtiger als das Siegen. Auch als er nach seinen Olympiasiegen zu Hause in Afritz am See in die Kirche trat und das Kreuz schlug, da ging es ihm nicht darum, für eine Goldmedaille zu danken. «Sondern für das Leben, das ich leben darf.»

Und in diesem Leben spielt eben das Skifahren die zentrale Rolle. Das spürte Mayer nach seinem schweren Crash in Gröden. Als er auf die Piste zurückkehrte, war er verunsichert und gehemmt. «Ich war mir nicht sicher, ob ich das noch wollte. Aber in meinem Kopf waren die Erinnerungen an diese perfekten Kurven. Das hat mich immer fasziniert: Dieser Spass, wenn man einen schnellen Schwung zieht.» Das wollte er wieder erleben. Er schaffte es: In Pyeongchang gewann er als erster Österreicher in diesem Jahrtausend Gold im Super-G. Doch das genügt ihm nicht, sein Ziel ist ein Disziplinsieg im Weltcup.

Der Fechtmeister und sein Rockstar

Die Schweizer Fechter treten zum GP von Bern als Weltmeister an – der Nationaltrainer lässt eine neue Philosophie zu

MARCO ACKERMANN

Als sich der Schweizer Fecht-Nationaltrainer Didier Ollagnon kürzlich einen Film über den Musiker Elton John anschaute, sah er einen seiner Athleten vor sich. «Nach innen sachlich, nach aussen ein Rockstar: wie Max Heinzer.»

Heinzer ist der Kopf von Ollagnons Männer-Team, das im Juli überraschend mit dem WM-Titel aus China zurückkehrte und sich an diesem Wochenende am Grand Prix von Bern dem Heimpublikum präsentiert. Und Heinzer ist der Einzige in der Schweiz, der Fechten als Vollprofi ausübt.

Dass er von seinem Sport leben kann, hat für Ollagnon im Wesentlichen damit zu tun, wie Heinzer auf der Planche auftritt: «Max geht hinaus und lässt es krachen. Man muss zeigen, wer der Chef ist. Andernfalls wird man gefressen.» Die Konkurrenz an der Weltspitze, mit Profis aus Osteuropa und Asien, sei riesig geworden. Und Degenfechten sei heute «definitiv ein Kampfsport». Maître Ollagnon trägt dieser Entwicklung Rechnung. Er sagt: «Talent muss arbeiten, um zum Genie zu werden.» Seine Lektionen sind berüchtigt für ihre Intensität. Er setzt seine Athleten permanent unter Stress. Heinzer berichtet: «Im Training peitscht er uns bis an unsere Grenzen.»

Ollagnon hatte Anfang 2017 als Nationaltrainer begonnen – und die Methoden schlugen alsbald an. Das

Männer-Team ist an den letzten zwei Weltmeisterschaften mit dem Gewinn von Silber und Gold über sich hinausgewachsen. Die Schweizer demonstrierten Flexibilität und waren unberechenbar. Vom taktischen Standpunkt her waren es Meisterleistungen. Ende Juli im Final in Wuxi setzten sie sich mit Lucas Malcotti und Michele Niggeler durch, die in der Weltrangliste nur auf den Positionen 172 und 246 liegen. Heinzer sagt: «Wir haben aus dem Hinterhalt zugeschlagen.»

Widerstände in Deutschland

Erfolge machen es einem Trainer einfacher. Das weiss auch Didier Ollagnon. Der Franzose hatte davor den schlechenden Niedergang der einst so brillanten deutschen Fechter miterleben müssen. 2016 in Rio de Janeiro blieben diese erstmals seit 36 Jahren ohne Olympiamedaille. Ollagnon hätte zwar im deutschen Fechter-Bund bleiben können, doch er wollte nicht. Zu sehr hatte er sich an Rahmenbedingungen aufgerieben, mit denen er sich nicht mehr identifizieren konnte.

Ollagnon wollte das Training am Standort Tauberbischofsheim zentralisieren. Aber er stiess auf Widerstände. Vielen Athleten war der Weg zu weit, sie wollten lieber bei ihren Heimtrainern bleiben. Er legte das als fehlendes Bekenntnis aus. Der Föderalismus in den

Bundesländern war stärker. «So kannst du Regionalmeister werden, aber nicht Olympiasieger», sagt Ollagnon. Deshalb sah er sich als Nationalcoach plötzlich in einer ähnlichen Situation «wie ein Fussballer, der dafür bezahlt wird, auf der Ersatzbank zu sitzen». Ollagnon ging – und den Deutschen erging es nicht besser.



Didier Ollagnon
Schweizer Fecht-
Nationaltrainer

Max Heinzer
Schweizer
Fechter

Auch an den letzten Weltmeisterschaften verpassten sie die Podestplätze.

Als Ollagnon in die Schweiz wechselte, hatte er gewusst, worauf er sich einlässt. Von 2005 bis 2007 hatte er hier schon als Nachwuchstrainer gearbeitet, und die Verhältnisse im Verband sind seither stabil. Einer seiner begabtesten Schüler damals: Max Heinzer. Mit Ollagnon stieg dieser bei den Junioren zur Nummer 1 der Welt auf. Und so kommt es nicht von ungefähr, dass die beiden heute ein Vertrauensverhältnis verbun-

det. Heinzer sagt: «Didier ist in der Vorbereitung sehr konsequent, aber im Wettkampf lässt er einem gewisse Freiheiten. Man darf als Athlet bei der Taktik auch mal mitbestimmen. Das schafft Raum für Intuition.»

Italienischer Stolz

Ein Mitspracherecht in diesem Mass hatte Heinzer von Ollagnons italienischen Vorgängern nicht gekannt, nicht von Gianni Muzio und vor allem nicht von Angelo Mazzoni. Heinzer sagt mit einem Lächeln: «Bei einem italienischen Trainer kann es durchaus vorkommen, dass er im Stolz verletzt ist, wenn man seine taktische Vorgabe anzweifelt.» Erfolg brachte auch der Weg der Italiener, davon zeugen unter anderem mehrere EM-Titel. Aber Mazzonis Regime war für Heinzer auch eine harte Schule: «Er mochte vor allem Fechter, bei denen seine Handschrift erkennbar war. Ich war nicht so formbar und deshalb nicht immer beliebt bei ihm. Heute spielt es keine Rolle mehr, mit welchem Stil wir gewinnen. Hauptsache: Wir gewinnen.»

Didier Ollagnon sagt, er sei ein Trainer, der viel beobachtet und sich an der Biografie eines Fechters orientiere, um ihn zu formen. Er höre «in die Geschichte hinein», die ein Athlet mitbringe. Und dabei scheint es, dass sein Rockstar Max Heinzer meistens die richtigen Töne trifft.

Wechselhafte zehnte Partie ohne Sieger

Nächstes Schach-WM-Remis zwischen Carlsen und Caruana

rfo. Auch die zehnte Partie der Schach-WM zwischen Fabiano Caruana und Magnus Carlsen hat ohne Sieger geendet. Die Begegnung bot aber von Anfang bis Ende grosse Spannung. In einer asymmetrischen Variante der Sizilianischen Verteidigung war der Herausforderer Caruana erneut etwas besser vorbereitet. Der Amerikaner erkämpfte sich in der ersten Phase der Partie eine vermeintlich überlegene Stellung, die allerdings sehr schwierig zu spielen war, weil er dem Weltmeister am Königsflügel viel Raum überlassen musste.

Just als sich ein Remis abzeichnete, unterlief Carlsen noch ein Versehen – oder war es ein verrückter Gewinnversuch, als er im 44. Zug den König nach d4 vorrückte? Nach der starken Antwort von Weiss drohte die Partie zu kippen; lange hielt die Spannung aber nicht. Carlsen fasste sich, fand die Konzentration wieder und legte konsequent den Rückwärtsgang ein, indem er auf ein Turmendspiel mit zwei gegen drei Bauern zusteuerte, das aber theoretisch klar remis ist. Das zehnte Remis in der zehnten Partie enttäuscht auf dem Matchblatt, doch bleibt die Spannung hoch. Nach dem zwei Wochen harten Ringen beginnen sich bei beiden Spielern erste Konzentrationsschwächen einzustellen.